

FRIEDRICH DIECKMANN

Kulturnation und Nationalkultur

Von alten und neuen Herausforderungen

Resignation und Verheißung

Kulturnation – der Theologe Otto Zöckler hat das Wort in die deutsche Sprache eingeführt, in einem Buch, das 1879 in Gütersloh herauskam und »Die Lehre vom Urstand des Menschen« hieß. Das Wort erschien im Plural, wie auch in den folgenden Jahrzehnten immer wieder, und bezog sich auf die völkerverbindende Gemeinsamkeit einer in die Vergangenheit projizierten Utopie: »Das von uns Zusammengestellte reicht dazu hin, die Erinnerung an eine ursprüngliche Zeit gewaltigerer Urkraft, reinerer Unschuld, größerer Langlebigkeit und ungestörterer Glückseligkeit der Menschen als ein Gemeingut sämtlicher älterer Culturnationen darzutun.« Das neue Wort tritt mit der Selbstverständlichkeit eines althergebrachten auf den Plan, auch ein anderer Satz Zöcklers benutzt es, um kulturelle Gemeinsamkeit zu bezeichnen: »Es sind ganze Sagen-Complexe, deren Wiederkehr unter den verschiedensten Umständen und bei Culturnationen fast aller Himmelsstriche wir zu beobachten hatten.« Ein anderer Autor, der Astronom Heinrich Samter, greift das neue Wort einige Jahre später in ähnlichen Zusammenhängen auf und findet geradezu ein Kriterium: »Schon frühzeitig entwickelte sich bei den verschiedenen Kulturnationen des Menschengeschlechts der Trieb zu einer der Vervielfältigung fähigen Darstellung von Ereignissen, Gefühlen und Gedanken.« (Samter 1896)

Nationalkultur – das Wort ist ein Jahrhundert älter. Es tritt in einem Aufsatz Johann Gottfried Herders ans Licht, mit einem Bezug nicht auf deutsche, sondern auf nahöstliche Verhältnisse. (Herder 1774) Von der »arabischen Religion und Nationalkultur« ist in einem Satz die Rede, der auf kulturelle Widerstände der letzteren verweist. Nationalkultur hat hier den Sinn, den man später mit dem Wort Kulturnation verband, den eines kulturellen Zusammenhangs jenseits staatlicher Formationen.

Kannte Schiller diesen Aufsatz? Als er im Mai 1789 – noch wölbt sich das Staatsdach des Heiligen Römischen Reiches über der Kulturnation der Deutschen – in Jena seine Antrittsvorlesung zum Problem der Universalgeschichte hält, läuft ihm das Wort wie von selbst in die Feder, es bezeichnet ihm den Kulturzustand der Nation. Voran steht ein Überblick über die Völker Europas: »Welcher rasche Wechsel von Finsternis und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Weltteil Europa aufsuchen!« England und Amerika, Polen und Spanien, Holland und die Schweiz kommen in Sicht, dann fällt das Auge des Redners auf sich und seine Hörer: »Selbst dass *wir* uns in diesem Augenblick hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vorteilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die *ganze* Weltgeschichte würde wenigstens nötig sein, dieses einzige Moment zu erklären.« (Schiller 1792, 77f.)

Der Autor weiß nicht, dass er in diesem Moment die Nationalkultur um ein Schlüsselwort bereichert hat: sie selbst. Seine Vorlesung fällt mit dem Ausbruch der Pariser Revolution fast zusammen; sechzehn Jahre später, als der Siegeszug der französischen Revolutionsarmeen das föderal zersplitterte alte deutsche Reich an den Rand seiner Existenz gebracht hat, ist alles anders. Schon Voltaire, konstatiert 1801 der dreißigjährige Hegel, habe die alte Reichsverfassung »eine Anarchie« genannt, und das sei der beste Name für dieses Gebilde gewesen: »Aber jetzt gilt auch dieser Name nicht mehr, weil man Deutschland nimmer für einen Staat ansehen kann.« (Hegel 1986: 452)

Hegel schrieb es nach Napoleons Sieg bei Marengo, zu einer Zeit, als die französische Republik darangegangen war, sich alle westlich des Rheins liegenden deutschen Länder einzuverleiben. Auch Schiller reagiert auf die Katastrophe des alten Reichs, er schreibt eine Tragödie, deren Stoff er klugerweise – die Zensur war wachsam – der Geschichte Frankreichs entlehnt. Sie handelt davon, wie ein heldenhaftes französisches Mädchen, von einem Traumbild mitgerissen, sich aufmacht, der von seinen Fürsten verratenen und verlassenen Nation den Mut des Widerstands gegen ausländische Okkupanten einzuhauchen: die Jungfrau von Orleans. Zugleich entwirft er ein Gedicht, das das Selbstbewusstsein der Deutschen ganz explizit aufrichten soll. »Darf der Deutsche«, hebt dieser zwischen Vers und Prosa changierende Text an, »in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker [Frankreich und England] ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt – darf er sich fühlen?« »Ja, er darf's!« lautet die Antwort. »Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.« (Schiller 1980: 556)

Der Autor rühmt »das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist«, dann drängen sich ihm Verse in den Prosaentwurf: »Das ist nicht des Deutschen Größe / Obzuseigen mit dem Schwert, / In das Geisterreich zu dringen, / Vorurteile zu besiegen, / Männlich mit dem Wahn zu kriegen / Das ist seines Eifers wert.« Ein mutspendendes Exempel, Luthers Reformation, kommt in Sicht: »Schwere Ketten drückten alle / Völker auf dem Erdenballe / Als der Deutsche sie zerbrach / Fehde bot dem Vatikane / Krieg ankündigte dem Wahne / Der die ganze Welt bestach.« Schillers Fazit:

*Höbern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ewge Zeit.*

Das Programm einer Kulturnation wird entworfen, deren Wesen Offenheit zu andern Kulturen ist: »Er [der Deutsche] ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewgen Bau der Menschenbildung zu arbeiten ... Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt. Alles, was Schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten«. »Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen«, gelte es, »sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen«.

Eine große Verheißung tritt hier gegen das Elend der Gegenwart an – dünkt sie den Autor allzu euphorisch? Er legt den Entwurf (»Deutsche Größe« hat ihn der späte Entdecker des Manuskripts überschrieben) beiseite und schreibt ein Gedicht, das in tiefe Melancholie getaucht ist; sein Adressat sind nicht die Deutschen, sondern ein ungenannter Freund und Förderer, Karl von Dalberg, der, von Mainz nach Aschaffenburg vertrieben, als Erzkanzler des dahinsterbenden Altreichs amtiert. »Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden, / Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? / Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, / Und das neue öffnet sich mit Mord.« (Schiller 1980: 497) Trost findet der Autor einzig bei der Innenwelt der Kunst: »In des Herzens heilig stille Räume / Mußt du fliehen aus des Lebens Drang. / Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, / Und das Schöne blüht nur im Gesang.«

Beide Texte, die uns im Hier und Jetzt auf eine ganz eigene Weise treffen, der mutmachende, der den Blick auf eine Zukunft zunehmender Bildung und kämpferischer Humanität richtet, und jener andere, der sich mit Abscheu von der politischen Welt abwendet, um einzig die ästhetische noch gelten zu lassen, gehören zum Bestand dessen, was die Kulturnation ihr eigen nennt, wir nennen es mit Recht Nationalkultur. Überblickt man die Zeitalter, so zeigt sich, dass die kulturelle Eigenart eines Volkes sich immer wieder in der Auseinandersetzung mit Widerständen entfaltet, die von außen, aber auch von innen, von den jeweils herrschen-

den Oberklassen kommen, in einem von Grund auf dialektischen Prozess. Es ist fast fünfhundert Jahre her, dass deutscher Geist und deutsche Politik sich gegen die Ausbeutung durch einen aus Rom dirigierte Klerus zur Wehr setzten, der Glaubensgewissheiten zu Handelsartikeln gemacht hatte; das Gewicht des Lutherschen Einspruchs hallt noch in Schillers Gedichtentwurf nach. Es war kein Zufall, dass der wortmächtige Protestant gegen diesen und andere Missbräuche derselbe Augustinermönch war, der durch seine Bibelübersetzung die deutsche Schrift- und Literatursprache neu schuf und damit die Vorherrschaft des Lateinischen – der Sprache der Kirche und der Gelehrten – durchbrach. Mit Luther beginnt die hochdeutsche Nationalliteratur.

Der Vorgang wiederholte sich zweihundert Jahre später unter anderen Vorzeichen, nicht gegenüber der Gelehrtensprache des Lateinischen, sondern gegenüber dem Französischen als der *Lingua franca* der höfischen Aristokratie. Was mit Lessing anhub und sich bei Herder, Goethe, Schiller seit 1770 mit den Energien einer aufbegehrenden jungen Generation auflud, war die Emanzipation des Deutschen zu einer Hochsprache der Weltliteratur, es war die Geburtsstunde einer Nationalliteratur, die den Begriff Nation nicht staatlich, sondern sprachlich-kulturnational fasste. Einmal mehr zeigte sich: nur eine in der Eigenart des Volkes wurzelnde und von dieser Basis nach allen Zeiten und Zonen ausgreifende Literatur kann weltliterarisch bedeutsam werden; England, Frankreich, Spanien gaben klassische Beispiele. Nationalkultur ist etwas anderes als Volkskultur, aber sie entspringt ihrem Boden; sie ist durch Formwillen und Individualität ins Geistig-Bewusste gesteigerte Volkskultur. In der deutschen Musik wird dieses Verhältnis besonders sinnfällig; wodurch sie weltbedeutend wurde, war ihre antäische Verbundenheit mit einem Wurzelboden, wie er nicht nur in den Bachschen Chorwerken hervortritt, die der protestantische Choral des 16. und 17. Jahrhunderts fundiert, sondern auf je eigene Weise bei Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert. Ihre Scherzi beziehen Rhythmus und Melodie von den Spielleuten des Landlebens.

In der Oper, dieser Bastion einer von den Sängern und Komponisten südlicher Zonen beherrschten Hofkunst, lässt sich diese Emanzipation, die ein hartnäckiger und opferreicher Kampf gegen althergebrachte aristokratische Geschmacksvorherrschaft war, besonders deutlich erkennen, und wie die deutsche Oper, die mit Mozarts »Entführung« nicht anhub, aber exemplarisch wurde, sich gegen das Übergewicht hochkultivierter musikalischer Fremdsprachen durchsetzen musste, so geschah es in anderen verspäteten Nationen. Die europäische Kultur hat sich in der mit der Französischen Revolution einsetzenden Epoche als ein Ensemble von Nationalkulturen gebildet, die untereinander in lebendiger Wechselwirkung standen, die Oper aber, dieses Gesamtkunstwerk aus Klang, Wort und Bild vor großem Publikum, hat die Eigenarten der Völker mit besonderer Prägnanz ans Licht zu heben vermocht, allerorten wichtige Beiträge zu dem leistend, was als nationale Identitätsbildung die geistige Selbstwerdung von Völkern beförderte, die über keinen Nationalstaat verfügten. In Böhmen geschah dies im 19. Jahrhundert gegen das Übergewicht deutscher Einflüsse, deren Überwindung vor-

aussetzte, sich ihre Errungenschaften zu eigen zu machen, ein in jeder Hinsicht dialektischer Prozess.

Auf dem Feld der Literatur bekam er in Deutschland besondere Akzente dadurch, dass das Deutsche die Übersetzungssprache schlechthin ist, eine Sprache, die mehr als andere geeignet ist, Dichtwerke anderer Sprache adäquat zu übertragen. Es war kein Zufall, dass die bedeutendsten Autoren der deutschen Romantik nicht nur Schatzgräber auf dem verschütteten Feld der Volksdichtung und der alten deutschen Literatur, sondern ebenso auf dem Terrain anderer Nationalkulturen waren; Übertragungen aus dem Englischen und dem Spanischen gehörten zu ihren herausragenden Leistungen. Das Bestehen auf dem Eigenen und das Offen-sein gegenüber dem Andersartigen waren zwei Seiten *einer* Medaille; die Vorstellung, dass die Hochschätzung des national Eigentümlichen im Gegensatz zu dem Interesse, der Aufmerksamkeit, der Anverwandlung fremder Kulturleistungen stehe, gehört zu den unsinnigsten Vorurteilen, die sich in das vereinte Deutschland hinübergeschleppt haben. Gerade die deutsche Kulturgeschichte, nehmen wir eine kurze Zeit diktatorisch verhängter Verblendung aus, zeugt davon, wie der Kampf um das Lebensrecht des Eigenen immer verbunden war mit der Aneignung dessen, was von außen her eigenem Form- und Ausdruckswillen entgegenkam. Beethovens Musik ging nicht nur von Bach und Händel, Haydn und Mozart aus, sondern auch von den französischen Revolutionskomponisten, und das Buch, mit dem die deutsche Nationalliteratur ins 20. Jahrhundert eintrat, die »Buddenbrooks« des fünfundzwanzigjährigen Thomas Mann, war ohne den Vorläufer Fontane so wenig denkbar wie ohne die Kenntnis des zeitgenössischen französischen Romans.

Selbstfindung unter erschwerten Bedingungen

Kulturnation – die Deutschen empfanden sich als solche in der langen Zeit des vorerhaltenen Nationalstaats, eines Schicksals, das die unter drei Staaten aufgeteilten Polen noch viel stärker getroffen hatte; auch und gerade sie existierten seit 1772 aus jenem nationalen Zusammenhang, den Sprache und Kultur eines Volkes jenseits politischer Herrschaftsverhältnisse stiften. Für Ungarn, Tschechen und Slowaken in der österreichischen Monarchie, für Finnen, Esten, Letten und Litauer unter dem unwirtlichen Dach des russischen Reiches galt bis 1918 das Nämliche. Auch für die fünf Nachkriegsjahrzehnte, in denen der deutsche Nationalstaat sich in das Imaginäre jener Treuhänderschaft verflüchtigt hatte, die sich vier Siegermächte im Juni 1945 durch ein Dekret zuerkannten, kann der Begriff in Anspruch genommen werden. Aus den Trümmern eines Staates, der sich mit der Verfassungsaufhebung des März 1933 selbst aufgegeben hatte, erhob sich, im Osten des Landes von aus aller Welt zurückkehrenden Exilanten angeleitet, die Kulturnation, um, überformt von den Interessen und Machtgebärden auswärtiger Imperien, nach ihrer diktatorisch erzwungenen Selbstverleugnung wieder zu sich selbst zu finden.

Dies war auch ein Prozess der Wechselwirkung mit den kulturellen Einflüssen der jeweiligen Vormächte, spannungsreich insofern, als er sich in der jungen Generation zeitweise als ein Bündnis der Oppositionen herstellte, im deutschen Westen mit deutlich offensivem Charakter, so im Protest gegen den US-amerikanischen Vietnamkrieg und die Anti-Chile-Operation, im deutschen Osten zumeist unterhalb der vom Obrigkeitsstaat drastisch gesetzten Schwelle, aber, wie sich im Herbst 1989 zum Erstaunen der Welt herausstellte, auf die Dauer keineswegs unwirksam. Wie sich deutsche Nationalkultur im Blick auf die Œuvres der Exilanten erneuerte, ließe sich am Beispiel Thomas Manns und Bertolt Brechts und ihrer beider Rezeption in den deutschen Teilstaaten plastisch darstellen. In Brechts Schülergeneration, die ein theatraler Genius wie der Achim Freyers bis in unsere Tage schier unerschöpflich verkörpert, eroberte sich das Theater des geteilten Landes auf dem ästhetischen Feld eine übergreifende Verbundenheit der Haltungen und Handschriften.

Als dann im September 1990 in Moskau die Siegermächte des zweiten Weltkriegs den einbehaltenen Nationalstaat wieder herausrückten (sieht man genau hin, so begeht er im April 2017 sein hundertfünfzigjähriges Jubiläum), konnte der Begriff der Kulturnation in seinen Wortsinn zurücktreten, als Inbegriff der allgemeinen kulturellen Situation in aller Vielfalt ihrer Erscheinungsformen. Diese waren nach einer Staatsvereinigung, die sich als Angliederung vollzog und alle Anzeichen einer Sturzgeburt trug, im östlichen Deutschland vielfach bedroht, durch die Umstellung der immensen Kulturlandschaft, als die die nun ehemalige Deutsche Demokratische Republik sich zeigte, auf wirtschaftliche und finanzpolitische Gegebenheiten, die sich von den bisherigen von Grund auf unterschieden. An vielen Beispielen, die die Schicksale einzelner und die von Institutionen ebenso einbeziehen müssten wie das Walten von Schutzpatronen auf der einen und Liquidatoren auf der andern Seite, ließe sich dieser Prozess beschreiben, etwa an den Metamorphosen jenes wundersamen märkischen Herrnsitzes, an dem Achim und Bettina von Arnim am Kleid der deutschen Romantik auf je eigene Weise gewebt hatten. Er hatte sich nach 1945 in ein Schriftstellerheim verwandelt, das nach 1990 mehr als eine Trägerschaft durchmaß, einmal knapp an der Katastrophe vorbeisclitternd und noch immer keineswegs sichergestellt, dabei Tagungen ermöglichend, die an stimmigem Ort jene Hölderlin-Verse wahrnehmen, die uns nahelegen: »Doch gut / Ist ein Gespräch und zu sagen / Des Herzens Meinung«. Dass eben dies als ein wechselseitiges Erzählen von Lebensschicksalen mehrerer Generationen seit vielen Jahren unter der Ägide eines tatkräftigen Menschenfreunds zuerst in Berlin, nun schon lange in dem sächsischen Dorf Gödelitz und von dort aus in vielen deutschen Städten geschieht, zuerst im deutsch-deutschen Ergründungszusammenhang, dann auch im Blick auf Migrantenschicksale, kann als ein ganz spezifischer Beitrag zur Kulturnation ebenso wie zur Nationalkultur gelten.

Einzigartige Anforderungen

Die Kulturnation heute – der Befund muss über die Resultate ost-westlicher Transformation hinaus auf das Große und Ganze einer kulturellen Situation gehen, deren politischer Rahmen etwas Zwitterhaftes hat. Ähnlichkeiten mit den Gegebenheiten des 18. Jahrhunderts fallen ins Auge: Brüssel steht für Wien und Mainz, Straßburg für Regensburg, Luxemburg für Wetzlar, und die Europäische Union, die an diesen Orten Regierung, Parlament und Gerichtshof unterhält wie das alte deutsche Reich an den andern genannten, stellt sich so wenig als wirklicher Staat dar wie jenes strikt föderalisierte Kaiserreich, zu dessen Fürsten auch der König von Frankreich gehörte. Sie ist ein Gebilde im Schwebезustand zwischen Zerfall und einer Vereinheitlichung, deren Forcierung den Zerfall sofort herbeiführen würde, ein Halbstaat, dessen Glieder Gefahr laufen (oder schon mitten in dieser Gefahr stehen), von dieser Halbstaatlichkeit angesteckt zu werden. Für ihre Gegenwart gilt, was Egon Bahr in seiner Europa-Rede von 2012 mit dem Realismus des Weltpolitikers konstatierte: »Die Nationalstaaten haben gewollt und ungewollt Kompetenzen verloren und werden sie weiter verlieren. Sie können der klassischen Pflicht nicht mehr genügen, ihren Bürgern Sicherheit und Wohlstand zu garantieren. Sie können sich der Globalisierung nicht verweigern, die übernationale Bündelungen erzwingt. Gleichzeitig mit ihrem Machtverlust sind die Nationalstaaten unentbehrlich geblieben. ... Die Geschichte hat sie zu Bastionen der Demokratie und zu Bewahrern von Menschen- und Bürgerrechten gemacht. ... Sie bleiben verantwortlich für Bildung und Ausbildung und ein gesellschaftliches Klima in ihren Ländern, in dem sich ihre Menschen zuhause und geborgen fühlen, also spüren, dass Lebensqualität mehr ist als materieller Wohlstand. ... Der Nationalstaat wird schwächer und bleibt unentbehrlich.« (Bahr 2015: 23)

Hierzulande ist seine kulturelle Beschaffenheit besonders herausgefordert durch eine im Spätsommer anschwellende Masseneinwanderung, die, nicht verursacht, aber entfacht durch die spontane Reaktion der Regierungschefin und eines beträchtlichen Teils der deutschen Bevölkerung auf eine akute humanitäre Krisensituation, die Kulturnation vor eine extreme Belastung stellt: die der Integration von 1 bis 3 Millionen Menschen (die Schätzungen schwanken) aus einem sprachlich wie religiös und kulturell fernen und fremden Kulturkreis. Die Anforderung – »Seht, wie der Zug von Millionen / endlos aus Nächtigem quillt!« sang einst ein Arbeiterlied – lenkt unsere Aufmerksamkeit von dem sozialen und bildungspolitischen Elend im eigenen Land hin auf die Vermeidung des entsprechenden Elends bei den Mühseligen und Beladenen, die zu Wasser und zu Lande durch offene Grenzen Einzug hielten, gelenkt und verführt von mafiosen Organisationen, die sich die Schrecknisse der Flüchtlingslager hinter Syriens Grenzen zunutze machen. Aus den nicht oder weniger kriegsversehrten Ländern des Nahen und Fernen Ostens, Zonen einer ungehemmten demographischen Explosion, lenken sie Jugendliche in ein Land, das an markantem Geburtenmangel leidet. Bedenkt man, in welchem Maß die militärische Interventionspolitik der USA einerseits

und die auf einseitige Vorteile gerichtete Wirtschaftspolitik der Europäischen Union andererseits Anteil an diesen Wanderungsbewegungen haben, ganz abgesehen von der Reichtumshortung schariaeregierter Öldespotien, die als Schutzpatrone eines Fundamentalismus fungieren, der andererseits von der israelischen Politik genährt wird, so kann von einer Epoche des postkolonialen Rück- oder Gegenschlags die Rede sein. Dass dies Deutschland vornehmlich trifft, das Land, dessen Regierung sich weigerte, am Irakkrieg teilzunehmen und an der Zerstörung des libyschen Staates mitzuwirken, mag paradox erscheinen. Der Begeisterung des selbstlosen Augenblicks hob die Deutschen in ein Imaginäres, das sich nun als ein Reales vor ihnen auftürmt.

Die Anforderungen sind enorm. Bei Carl Schurz, dem jugendlichen Revolutionär von 1848, der drei Jahre später aus dem konterrevolutionär blockierten Europa in die Vereinigten Staaten emigrierte, kann man nachlesen, welche Ratlosigkeit die Erfahrung eines fremden Landes auch dann hinterlässt, wenn man durch Lektüre vorbereitet ist und von Freunden eigener Nationalität unterstützt wird; die Exilanten der Hitlerzeit geben andere Beispiele. Die Entdeckung eines von Grund auf fremden Landes wird zum Kulturschock, wenn ihr nicht ein Bildungs- und Anpassungswille zu Hilfe kommt, der sich auf das Fremde einlässt, um es sich anzueignen. Dass das nicht gelingen kann ohne die Aussicht, in dem so Angeeigneten selbst aktiv werden zu können, liegt auf der Hand; die notorische Fremdenfreundlichkeit der Deutschen (die anders Gestimmten sind eine kleine Minderheit, ihre Haltung gleicht aufs Haar der offiziellen Politik jener osteuropäischen Länder, die erst seit einer kurzen historischen Frist politisch selbständig sind und schwere wirtschaftliche Rückschläge zu verwinden hatten) – die Fremdenfreundlichkeit der Deutschen bietet, wenn man sie nicht überlastet, dafür günstige Voraussetzungen. Der anstehende Aneignungsprozess wird sich umso fruchtbarer gestalten, als der Aufgenommene auf ein kulturelles Selbstbewusstsein trifft, das ihm Orientierung gibt im Prozess einer Selbstverwandlung, die im Widerspiel des Heimatlich-Vertrauten mit dem Unvertraut-Neuen besteht; auf die Deutschen könnte er auch dadurch zurückwirken, dass er sie zu historischer Selbstbesinnung jenseits verselbständigter ideologischer Reflexe anhält. In der Besprechung einer Veranstaltung, in der Neil MacGregor, der Gründungsintendant des Berliner *Humboldt-Forums*, die deutsche Fassung des Begleitbuchs zu der großen Deutschland-Ausstellung vorstellte, mit der er als Direktor des Britischen Museums die Engländer über Deutschland und seine Geschichte aufklärte, lese ich von einem schätzenswerten Berichterstatter: »Dann zeigt MacGregor in seiner Dia-Show die beiden berühmtesten Stiche Dürers, ›Ritter, Tod und Teufel‹ und ›Melencolia‹, die gemeinsam ›zum Sinnbild Deutschlands im 19. Jahrhundert‹ geworden seien, und anschließend das Eiserne Kreuz, das [1813] als Auszeichnung für Offiziere und Soldaten gleichermaßen eine neue Identität gestiftet habe. Welcher Bio-Deutsche dürfte dergleichen sagen, ohne als Pegida-Anhänger gescholten zu werden? Neil MacGregor darf es, und wir alle dürfen uns glücklich schätzen, diesen Mann als den unseren betrachten zu dürfen.« (Schulz 2015)

Mit dieser Schlusswendung hat der Verfasser vollkommen recht; was er davor äußert, gibt eine Fehlhaltung zu erkennen, die eine Frucht jenes nachholenden Antifaschismus ist, mit dem sich, anders als in der DDR, weite Teile der 1968er-Generation vom Begriff der Nationalkultur losgesagt hatten. Sie misst deutsche Geschichte immer noch an der katastrophalen Fehlsteuerung, die sie mit der Kanzlerberufung eines notorischen Staatsfeinds in den Abgrund der Selbstzerstörung stürzen ließ. Deren Folgen sind im allgemeinen Bewusstsein, die Umstände, die ihr vorausgingen (die Überlagerung eines oktroyierten Unfriedensschlusses im Jahre 1919 mit den Folgen einer in den Vereinigten Staaten ausgelösten Weltwirtschaftskrise), sehr viel weniger. Sie enthalten Lehren auch und gerade für die Gegenwart; wo soziale Verelendung und nationale Demütigung zusammenkommen, bilden sich immer wieder Sprengsätze weltpolitischer Katastrophen. Das Wort vom Bio-Deutschen, das nicht einen sich ausschließlich von Bioprodukten ernährenden Landesbewohner meint, entspringt der zwiespältigen Gegebenheit, dass das Wort Deutscher den Doppelsinn des Ethnischen und des Staatsbürgerlichen mit sich führt, sodass ein deutscher Staatsbürger türkischer Herkunft einerseits Deutscher und andererseits Türke ist und sich durchaus auch als beides begreift. Sollen wir ihn einen Deutsch-Türken nennen? Die 1990, ohne sich von der Stelle zu rühren, in das westdeutsche Staatswesen eingewanderten Deutschen könnten dann Deutsch-Deutsche genannt werden wie auch jene zahlreichen Kader, die die Integration des Ostens auf allen Ebenen sicherstellten. *Difficile est satiram non scribere*, wußte Juvenal: Es fällt schwer, keine Satire zu schreiben.

Unsere Schulen

Muss man von einem Versagen der Schulen sprechen? Wer von Kulturnation und Nationalkultur spricht, wird auf Gegenwart und Zukunft unserer Bildungsanstalten hingelenkt; ihr Zustand ist bedenklich von langer Hand. Es lohnt, das Buch von Dietrich Schwanitz zu Rate zu ziehen, das Ende der 1990er Jahre aus der Notlage eines Hamburger Professors hervorging, der bemerken musste, was auch seine Kollegen peinigte: dass die in den achtziger, neunziger Jahren nachrückenden Studenten des deutschen Westens aus der Schule keine Bildung im Sinn eines lernend erarbeiteten Fundus an Kenntnissen der deutschen wie der europäischen Kultur mehr mitbrachten. Sein Buch (Schwanitz 1999) war ein Akt der Selbsthilfe, der Versuch eines Heilmittels, und der professorale Heilpraktiker, der zuvor den aus der 1968er Bewegung hervorgegangenen Universitätsbetrieb in einem Roman und in einer Komödie durchleuchtet hatte, würzte die Medizin, die er verabreichte, mit einem Esprit, der bei den großen englischen Autoren in die Schule gegangen war. Er benannte die Probleme, die von dem Umstand ausgehen: »Bevor heute ein Kind liest, sieht es fern.« Schwanitz beschrieb und begründete, warum die Folge fehlenden Lesens ist, dass »die Frustrationstoleranz der Kinder« abnimmt: »Sie halten die für die Sinnbildungsprozesse nötige Retardation (Tempodrosselung) nicht mehr aus. Sie wünschen sich deshalb den Unterricht nicht als Lernprozess,

sondern als Unterhaltung.« Dass die Schule dieser Erscheinung mit einer Nachtrapolitik begegnet sei, habe zur Folge gehabt, dass nur noch Kinder, die zu Hause zum Lesen und zu begrenztem Fernsehkonsum angehalten würden, intellektuelle Kompetenz gewännen: »Auf diese Weise produziert die Schulpolitik zwei Klassen von Menschen.«

Blickt man auf das Transformationsland Sachsen, so bemerkt man, dass dort von Anfang an die Fehler vermieden wurden, die in vielen andern deutschen Ländern Lesekompetenz und Textverständnis unterminiert haben. Als man im wiedergegründeten Freistaat daran ging, das politideologisch überformte Schulsystem der späteren DDR mit seinen beträchtlichen Lernleistungen jener dialektischen Aufhebung zu unterziehen, die aus Negation zur Synthese findet, zog man zugleich das Fazit aus dem in vielen westdeutschen Ländern praktizierten System; dort war man, nach Schwanitz, »zum Prinzip des Tauschhandels zurückgekehrt: »Deutsch kann durch Sport ausgeglichen werden und Mathematik durch Religion.« In Sachsen hielt man es anders, bei den PISA-Erhebungen zeigten sich die Folgen. Diese Prüfungen, die Deutschlands Schulen von außen auferlegt wurden (das »Programm zur internationalen Schülerbewertung« ist ein *OECD*-Projekt), ermöglichten zum ersten Mal einen Leistungsvergleich unter den zahlreichen deutschen Schulsystemen; im einzelnen nicht unfehlbar, stellten sie doch Ziffern zur Verfügung, die einem Weckruf gleichkamen.

Kulturell von Gewicht sind alle drei Einzelbereiche, nach denen hier gefragt wurde, nicht nur Deutsch, sondern auch Mathematik und Naturwissenschaften. Aber wenn wir mit Schwanitz wissen, dass »der Königsweg zur Bildung über die Sprache führt«, dann wird die besondere Bedeutung der Sprachkompetenz für die kulturelle Bildung deutlich. Der *Große Meyer* von 1897, Chef d'œuvre der bürgerlichen Bildungsära, bestimmte Bildung als »geistige Formierung des Menschen«, wir können hinzufügen: durch die Aneignung dessen, was wir im nationalen und transnationalen Sinn als *kulturelles Erbe* bezeichnen, ein im deutschen Westen lange ungeläufiges Wort, das dem Begriff des Kanons in vieler Hinsicht vorzuziehen ist.

Schwanitz' Buch stammt aus der Frühphase jener kommunikativen Revolution, die unter dem Namen Digitalisierung nichts weniger als eine kulturanthropologische Transformation vollzieht; in ihrem Zeichen betritt der *Homo novus digitalis* das Feld der Geschichte. Sie hat jene Bildung, die der Autor meinte (er nannte sie »einen geschmeidigen und trainierten Zustand des Geistes, der entsteht, wenn man alles einmal gewusst und alles wieder vergessen hat«), dadurch suspendiert, dass er ihre Inhalte mit der technischen Suggestion allseitiger Bildschirmverfügbarkeit ausstattete. Eine jüngere Stimme zur deutschen Schulsituation kommt von Peter Sloterdijk, in einem Buch, das den Verstitel »Du musst dein Leben ändern« trägt und von der Kultur des Lernens, des Übens, des Trainings von Körper und Geist handelt. Der Autor sieht die heutige deutsche Schule in einen Zustand eingetreten, »in dem die Schule ein einziges Hauptfach kennt, das ›Schule‹ heißt«. Wer sie verlasse, habe »ein Lernen gelernt, das auf die Verinnerlichung der Materien verzichtet«; man habe, »nahezu irreversibel, die Stoffdurchnahme *ohne* aneign-

nendes Üben eingeübt« und damit »den Habitus eines Lernens-als-ob erworben, das sich beliebige Gegenstände defensiv zu eigen macht«. Lehrer und Schüler seien »in einer Ökumene der Desorientierung vereint, zu der sich ein historisches Gegenstück kaum finden« lasse. (Sloterdijk 2009: 679 f.)

Wie wird die deutsche Schule die immensen Aufgaben bewältigen, die die Einwanderung von Millionen Sprach- und Kulturfremder ihr stellt? Sie wird viele Milliarden Euro und eine enorme Personalaufstockung brauchen, um eine nur quantitativ neue, qualitativ seit langem bekannte Aufgabe zureichend zu erfüllen. Dazu wird sie sich entschließen müssen, von dem Karussell der Reformverordnungen herabzusteigen, der permanenten Verunsicherung von Lehrern und Schülern durch immer neue Versuche, am grünen Tisch wechselnder Theorien den unerwünschten Befunden der Realität zu enttrinnen. Die Zukunft der Kulturnation – sie entscheidet sich hier. Nur wer der eigenen Kultur inne ist, wird Nutzen von anderen Kulturen haben; es gilt nach beiden Seiten.

Literatur

- Bahr, Egon (2015): *Unzeitgemäßes zur Freiheit Europas*, Berlin: Friedrich Ebert Stiftung
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): *Werke*, Band 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Herder, Johann Gottfried (1774): *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*, Riga
- Samter, Heinrich (1896): *Das Reich der Erfindungen*, Berlin
- Schiller, Friedrich (1980): *Sämtliche Werke*, Berliner Ausgabe, Band 1, Berlin und Weimar: Aufbau
- Schiller, Friedrich (1792): »Was ist und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?« in: *Kleine prosaische Schriften von Schiller*, Erster Teil, Leipzig: Siegfried Lebrecht Crusius
- Schulz, Bernhard (2015): »Deutscher des Herzens«, in: *Der Tagesspiegel*, 16. November 2015
- Schurz, Carl (2015): *Lebenserinnerungen*, Band 2, übersetzt von Agathe und Marianne Schurz, hrsg. von Daniel Göske, Göttingen: Wallstein
- Schwanitz, Dietrich (1999): *Bildung: Alles, was man wissen muss*, Frankfurt am Main: Eichborn
- Sloterdijk, Peter (2009): *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Zöckler, Otto (1879): *Vom Urstand des Menschen, geschichtlich, dogmatisch-apologetisch untersucht*, Gütersloh: Bertelsmann

